

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 7=27 (1861)

Heft: 14

Artikel: Homer's Ansichten über Verpflegung im Felde

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-93099>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

pflegung gestatten. Sie wird keinen Separatfrieden für sich abschließen.

Die Schweiz hat dagegen das Recht Lebensmittel und Kriegsmaterial aller Art von der alliierten Macht gegen festzustellende Entschädigung zu beziehen.

Ohne ihre Einwilligung darf keine größere Operation von ihrem Gebiete aus durch verbündete Truppen gemacht werden.

Ihr eigenen Truppen dürfen nie unter fremde Befehlshaber gestellt werden, sondern sind als Ganzes unter schweizerischen Generalen nach dem vereinbarten Operationsplane zu verwenden. Sollte ein gemeinsamer Oberbefehlshaber bezeichnet werden, so hat die Schweiz das Recht an der Wahl Theil zu nehmen. Die schweizerische Armee wird beim gemeinschaftlichen Oberbefehlshaber durch einen besondern Generaloffizier vertreten, durch welchen auch die Mittheilung der sie betreffenden Befehle geht.

Auf schweizerischem Gebiet dürfen weder größere Spitäler noch Depots von Seiten der Verbündeten angelegt werden. Requisitionen auf schweizerischem Gebiet sind baar zu bezahlen.

Ohne Mitwissen der Schweiz dürfen keine Friedensunterhandlungen angeknüpft werden. Bei denselben hat die Schweiz Sitz und Stimme. Sie hat an die Kriegsentschädigung nach ihrem Verhältniß den gleichen Anspruch wie die übrigen Contrahenten.

So denken wir uns etwa die Grundlagen einer solchen Allianz.

Die jeweiligen Verhältnisse werden die Details modifiziren, das eine stärker, das andere schwächer betonen lassen; immerhin bleibt die Grundlage, welche die Unabhängigkeit der schweizerischen Kriegsführung sichert und welche der Schweiz ein entscheidendes Wort in allen Anordnungen gestattet.

XXXIX.

„Muth und Entschlossenheit garantiren der Schweiz auch im Falle einer Niederlage ein Auferstehen und eine Zukunft.“

Damit wollen wir schließen. Die regenerirte Schweiz ist mit seltenem Glück aus einer Reihe schwerer innerer Verwicklungen hervorgegangen. Sie hat mit sicherer Hand ein neues Haus gebaut, in dem sie sich wohnlich und bequem fühlt, sie hat in ihrer Grenze drei verschiedene Nationalitäten vereinigt und mit einem Band zusammengeknüpft, das dauernder und fester ist, als das der Sprache und der gemeinsamen Abstammung. In einer Zeit, wo als Schlagwort der Nationalitätsschwindel aufgetaucht, findet dieser gleißende Zauberspruch kein Echo in unsern Gauen. Es giebt keinen Schweizer, der diesen schönen Namen verdient, welcher sich losreißen möchte der Sprache wegen.

So wenig der Schaffhauser ein Schwabe werden will, so wenig sehnt sich der Waadtländer nach dem Glück Franzose zu sein, oder der Tessiner nach der Vereinigung mit dem Königreich Italien. Einzelne verdorbene Subjekte werden sich überall finden, aber

sie sind gekennzeichnet von ihren Mitbürgern, die öffentliche Verachtung ist ihr Loos.

Dieses große Resultat verdanken wir dem Gut der Freiheit, das wir besitzen und das mehr ist als Glanz und Ruhm und eitle Macht.

Aber jedem Volke ist eine Stunde der Prüfung vorbehalten, in der es beweisen muß, welchen Werth es seiner Freiheit und seiner Unabhängigkeit beilegt.

Auf diese Stunde der Prüfung müssen wir gefaßt sein. Treten wir ihr als Männer entgegen, die zu jedem Opfer bereit sind für die höchsten Güter des Lebens, so können wir möglicherweise unterliegen, aber unsere Niederlage wird eine Niederlage sein, wie jener glorreiche Kampf bei St. Jakob an der Aare.

Eine solche Niederlage ist ein Sieg, sie zwingt den Gegner zur höchsten Achtung und sichert unsere Existenz als Volk, als Staat.

Ein Volk, das zu kämpfen versteht, geht niemals unter.

Wenn wir aber feig unsere Sache selbst verlassen, unsere Fahne in Roth treten, so sind wir auch verloren für immer und die Schweiz wird als Staat aus der Reihe der übrigen verschwinden.

Bis zum Beginn des Jahrhunderts haben wir am Ruhm früherer Tage gezehrt; heute gilt es zu beweisen, daß wir kein entartetes Volk sind, daß wir wissen, welche hohe Mission uns zu Theil geworden, den Völkern Europas das Bild eines wohlgeordneten, im Genuß seiner Freiheit Maß haltenden Freistaates vorzuführen, der Niemanden verletzt, Niemanden bekriegt, keine Propaganda macht, keine Eroberungen beabsichtigt, der aber auch sein Recht unter keinen Umständen verletzen läßt und der den letzten Mann und den letzten Thaler daran setzt, seine Freiheit und Unabhängigkeit zu bewahren.

So sei es. In dieser Hoffnung rufen wir dem Schweizervolk zu:

Schwere Tage kommen! Gehe ihnen mit Muth und Entschlossenheit entgegen, aufrechten Hauptes, festen Blickes und mit dir wird der Gott deiner Väter sein!

Homer's Ansichten über Verpflegung im Felde

finden sich Ilias. Buch XIX, Vers 154 und folgende und sind nicht ohne Interesse.

Nachdem Patroklos von Hektor erschlagen ist, schnaubt Achilles Rache für den Freund. Dieser aber hatte mit dem Leben auch Achill's Waffen an Hektor verloren und so muß Achill, jammernd und klagend, die Nacht über abwarten, bis seine Mutter Thetis vom Hephästos eine neue göttliche Ausrüstung hat

schmieden lassen. Die Göttin bringt sie dem Sohne beim ersten Morgenlicht, und alsbald ruft dieser mit Donnerstimme die Achaier zur Versammlung und forbert, obgleich sie alle von der furchtbaren Anstrengung des vorausgegangenen unglücklichen Schlacht-tages und von empfangenen Wunden noch hinken und humpeln, Edle und Volk, zu sofortiger Erneuerung des Kampfes auf. Der alte Hader mit Agamemnon tritt vor Achilles neuem Zorn gegen Hector in den Hintergrund und wird nun leicht gesühnt.

„Jetzt laßt uns gedenken der Kampflust“, (ruft Achilles)
 „Ohne Verzug; nichts frommt es, allhier im Gespräche zu zaudern,
 „Und mit dem Werke zu säumen: denn noch ist viel unvollendet!
 „Daß man Achilleus wieder im vordersten Treffen erblicke,
 „Wie sein eherner Speer aushilt die Geschwader der Troer!
 „Also auch Ihr seid jeder bedacht mit dem Feinde zu kämpfen.“

Ihm antwortete darauf der erfindungsreiche Odysseus:

Nicht also, wie tapfer du seist, glorreicher Achilleus, treibe sie ungespeist vor Ilios hin, die Achaier, Troja's Volk zu bekämpfen! denn nicht für wenige Zeit nur währt das Gesecht, wenn sich einmal gerad angehn die Geschwader kämpfender, aber ein Gott Muth einhaucht beiderlei Völkern. Laß sich erquicken zuvor an den rüstigen Schiffen die Männer Alle mit Speis' und Wein; denn Kraft giebt solches und Stärke. Denn kein Mann ja vermöchte, den Tag bis zur sinkenden Sonne, ungestärkt von Speise, dem Feind entgegen zu kämpfen. Wenn ihn auch mit Eifer das Herz antreibt zum Gesechte; Dennoch werden gemach die Glieder ihm schwer, und es quälet Hunger zugleich und Durst, und dem Gehenden wanken die Kniee. Aber ein Mann, der mit Wein sich erst und Speise gesättigt, Ob feindselige Männer den ganzen Tag er bekämpfe, Bleibt ihm getroßt sein Herz in der Brust und nimmer erstarren Eher die Knie', eh' Alle zurückziehn aus dem Gesechte. Auf demnach, zerstreue das Volk, und heiß' sie das Frühmahl fertigen . . .

Auch verlangt Odysseus, daß die Sühne zwischen Achill und Agamemnon zuvörderst durch Ehrengeschenke und einen Reinigungseid gefestigt werde. Von dem allem will der tobende Achilleus nichts wissen.

„Doch nun liegen ja dort Erschlagene, welche zerfleischt hat

Hector, Priamos Sohn, als ihm Zeus schenkte den Siegesruhm!

Und ihr wollt zur Speise zuvor anmahnen! Ich selbst wohl

Heiße fürwahr nun gleich in die Schlacht eingehn den Achaier,

Nüchtern und ungespeist, und dann mit der sinkenden Sonne

Herrlichen Schmaus anordnen, nachdem wir gerächt die Beschimpfung.

Mir soll wenigstens nichts vorher durchgleiten die Kehle,

Weder Getränk noch Speise, da todt der Genos mir dahinsank,

Welcher mir im Gezelt, zerfleischt von der Schärfe des Erzes,

Daliegte gegen die Thür gewandt; und Genossen umstehn ihn

Wehmuthsvoll! Drum wahrlich verlangt nicht solches das Herz mir,

Sondern Mord nur und Blut und schreckliches Männergeröschel.“

Odysseus aber, der Liebling Athene's, der Göttin des Genies und des Generalstabs, läßt sich von der übermenschlichen Wuth des Göttersohnes nicht imponiren:

„Stärker erscheinst Du denn ich, und tapferer nicht um ein Kleines,

Du mit dem Speer: doch möcht ich an Rath dir's etwa zuthun.“

Er meint dann auch spöttisch:

„Nicht mit dem Bauch ja müssen die Danaer Todte betrauern . . .

Und bei seiner Meinung beharrend:

„Soviel aber entrannen des Kriegs grauenvoller Vertilgung,

„Müssen mit Speis und Tranke sich kräftigen; daß noch entflammter

„Raßlos fort wir den Schwarm feindseliger Männer bekämpfen.

So geschieht es denn auch: es geht an ein allgemeines Kochen und Braten; nur Achilles schwelgt in wüthenden Ausbrüchen der Trauer und des Grames um den hingeschiedenen schönen Freund, und rührt keine Nahrung an. Da nimmt sich seiner freilich Zeus Kronion selber an, und:

Schnell zur Athene nunmehr die geflügelten Worte begann er:

Trautes Kind, so gänzlich verlässest Du jezo den Helben! Gar nicht kümmert sich mehr dein Herz um den edlen Achilleus?

Schau ihn doch, wie er dort vor des Meers hochhauptigen Schiffen

Sitzt, um den Freund wehklagend, den theuersten! Alle die andern

Gingen zum Frühmahl nun! Er rührt nicht Speise und Trank an.

Auf, laß Nektar sogleich und Ambrosia jenem zum Labfal Sanft in die Brust einfließen, daß nicht ihm nahe der Hunger.

Also Zeus und erregte die schon verlangende Göttin.
Schnell wie ein schreiender Adler mit weitverbreiteten
Flügeln,
Schwang sie vom Himmel hinab durch den Aether sich:
wie die Achäer
Emsig zur Schlacht im Heere sich rüsteten; und dem
Achilleus
Flößte sie Nektar sogleich und Ambrosia sanft in die
Brust ein,
Daß nicht starren die Knie von unerfreulichem Hunger.

Mit diesem Cordial, das dem Göttersohne gereicht
wird, giebt nun der Weltenherrscher selber dem vor-
sichtigen, weisen Odysseus Recht: wenn ein Achilles
vor dem Kampfe Nektar und Ambrosia bedarf, um
wie vielmehr gehören dem gemeinen Manne Brod und
Fleisch und — nach Homer — ein Schoppen Wein!

Anmerkung der Redaktion. Die Oesterreicher
haben es bei Solferino bitter empfunden, daß kein
Odysseus in ihrem obersten Rathe gegessen ist!

Feuilleton.

Erinnerungen eines alten Soldaten.

(Fortsetzung.)

4.

Gevatter Hannes von Gröningen.

Aus fernem Land durch Berg und Wald
Bin ich gewandert ohn' Aufenthalt.
Hab' weit und breit meinen Weg genommen,
Bin doch endlich richtig angekommen.

In dem großen schönen Dorfe Gröningen im Für-
stenthume Halberstadt an der Bode — und nach un-
verbürgten Nachrichten, nach der Versicherung meines
Leibvoltigeurs Schwarz, der es wohl wissen konnte,
weil er eines daselbst angeessenen ehrenwerthen Bür-
gers und Schlächters eheliblicher jüngster Sohn war,
soll Gröningen, wenn nicht eine Stadt, doch ein recht
feister, fetter Flecken damals schon gewesen sein —
ging es im Frühjahr des Jahres 1809 im dortigen
Gasthose „zum rothen Ochsen“ besonders lebhaft, be-
wegt und erregt zu. Zu dieser Zeit hatten eben die
Zeitungen und Briefe die ersten Nachrichten von den
Helbenthaten der zu der spanischen Schlachtbank ge-
führten theuren Söhne, Brüder und Vettern gebracht,
und der Wirth des „rothen Ochsen“, der trotz seines
dicken rothen Kopfes und seines Vollmondsgeichts
in keiner geistigen Verwandtschaft mit seinem Gast-
schildzeichen stand, sondern ein feiner Pffikus und
Politikus war, hatte diesen Umstand für seine Zwecke
benutzt, mit seinem Gevatter, dem Apotheker, der
hinter dem großen Hintertheil von Ritter Roland
seine Offizin hatte, in welcher er, gleichsam im dun-
keln kühlen Schatten dieser ehrwürdigen, heimischen,

alten Donnereiche, seine hygeischen und politischen
patriotischen Dosen und Pillen für alle seine Pa-
tienten, wozu auch die alten Stammgäste des „rothen
Ochsen“ gehörten, präparirte und möglichst frisch
selbst applizirte, Bündniß und halb Part gemacht.
Diese, wenn auch nicht heilige, doch heimliche Allianz
kam bald zur schönsten Blüthe und trug reichlich
Früchte. Abends versammelte sich Jung und Alt,
und Alles, was nur irgend auf Bildung und Auf-
klärung oder auf die ersten Anfänge in der Geschichte
und Geographie Anspruch machen wollte, aber auch
die, welche nach starkem Einfluß trachteten, wäre es
auch nur der des beliebten ortsüblichen Broghans
oder Lufsteins gewesen, haranguirte, disputirte, de-
battirte, argumentirte und afflamirte. Mit einem
Wort, es ging damals im „rothen Ochsen“ toll zu,
und es ist zu verwundern, daß die westphälische Gen-
darmrie und französische geheime Polizei so wenig
Notiz von dem Gröninger Getreibe nahm. Man sah
aber wirklich hier die ersten Urfänge der demago-
gischen Umtriebe und der demokratischen Urwähler-
Klubs, die vierzig Jahre später mit dem Schaum-
spritzen ihrer rothen Meereswogen die goldenen Stu-
fen der deutschen Fürstenthrone so stark besudelten
und so sehr schlüpfrig machten. Wer hätte aber da-
mals dem ehrlichen „rothen Ochsen“ nur entfernt zu-
getraut, daß die im Jahre 1809 in seinem kleinen
Gehäuse genossenen und verschoffenen politischen Pil-
len später noch eine so unglaubliche Wirkung haben
würden, und doch war dem so, wenn man anders
den heutigen Aktionairs und Reaktionairs glauben
darf. — Der Gröninger politische Teufelsdröck-Phar-
macente aber wußte das und hatte seine Freude dran.
Seinen lieben Vettern und Gevattern und Kollegen —
denn, beiläufig gesagt, er war auch Dorf- oder Stadt-
rath oder jedenfalls Fleckenrath — verstand er treff-
lich seine präparirten spanischen Fliegen und fran-
zösischen Senfpflaster aufzulegen, sie damit aufzuziehen
und aufzuregen und mit seinen journalistischen Zitt-
manns an- und abzuführen, und wenn das gewirkt
hatte, ließ er sie sitzen und schwitzen. Unser politi-
scher und praktischer Ochsenwirth war dann aber im-
mer bei der Hand, brachte frisch zum Nachtrinken,
wußte für Alles Rath, besänftigte und begütigte die
Heftigen, ermuthigte die Zagenben, tröstete die Klä-
genden, richtete auf die Verzweifelten und bannte die
Verteufelten und lenkte so Alle wieder ins rechte Gleis.

Eines Abends nun, wo besonders viel gekanne-
gießert, von Spanien und seinen Kastanien, Oliven
und Oranien gebabelt und gefabelt, ja von den lau-
testen Wortführern geäußert worden war, man werde
Kaiser Napoleon oder doch wenigstens König Jerome
in Kassel beschicken müssen, und selbst die Kleinmüthig-
sten entgegneten, sie wollten es sich gern zwanzig,
dreißig, selbst vierzig harte preußische Thaler kosten
lassen, wenn sie nur sicher und gewiß erfahren könn-
ten, wie es ihren Jüngens dort erging und ob sie
nicht seitdem in einen andern Welttheil verkauft
wären, klopfte der Ochsenwirth ausnahmsweise auf
den Tisch, bat ums Wort und sprach vernehmlich und
verständlich: „Liebe Herren und Gevattern, dazu könnte
wohl Rath werden und brauchte noch lange nicht so